

# Krawatten

2024

Es ist das Jahr 2050. Großvater sitzt in seinem Arbeitszimmer. Sein Abattant<sup>1</sup> steht unter einem großen, hellen Fenster; er schreibt auf Papier. Mit der Hand. Das ist so sonderbar, daß ihn die Enkel gerne in seiner Kammer besuchen kommen und stauend über seine Schulter sehen. Sie fragen, wie das Werkzeug hieße, mit dem er die Tinte zu Papier bringt, und ihnen ist die geschwungene Handschrift so eigenartig, wie den Menschen vor einem halben Jahrhundert die Rundgotik des Mittelalters. „Lernt durch Wissen, wachst durch Schreiben“, murmelt da der Alte aus seinem grauen Bart. Mit etwas Glück erzählt ihnen der Greis von der „alten Zeit“; wie es früher gewesen ist, in seiner Schilderung mit einem Repertoire selten gewordener Wörter, und so erstaunlich lebhaft, daß es glatt einem Märchen entsprungen sein könnte.

Der Großvater weiß, daß er der Jugend nicht mehr viel bieten kann. Nicht, weil er nichts mehr zu bieten hätte – ganz im Gegenteil –, sondern weil den jungen Menschen mittlerweile die Geduld und der Willen abhanden gekommen ist, sich in eines anderen Lage zu versetzen, zu fantasieren oder sich ein belastbares Selbstbewußtsein anzueignen. Seit Jahrzehnten schon werden sie, die Jugendlichen, indoktriniert, geleitet von einem unheiligen Paradigma, gegen das sich zu wehren sinnlos geworden ist. Großvater kann sich damit abfinden, denn er lebt nicht mehr lange, wie er weiß. Und so nimmt er seine letzten Tage mit einer gehörigen Portion Scherz, um sie zu ertragen, und weil ihm gar nichts übrig bleibt. Er sagt: Solange ihn Staat und Gesellschaft mit den Kuriositäten und Moden der Moderne nicht behelligen, solange will er ruhig und besonnen leben, seine letzten Tage in Frieden.

Heute haben es seine Enkel, 8 und 13 an Jahren, auf die aufgestellten Fotografien abgesehen. Früh genug, zum Glück, kam der Großvater auf den sinnvollen Gedanken, die bedeutsamsten, schönsten Bilder seines Lebens auf Papier auszudrucken; lange, bevor der letzte Drucker verschrottet wurde, und heutzutage jede bildliche Darstellung rein digital stattfindet, und damit in einem Ökosystem, in dem Bilder registriert und bewertet werden, bevor sie der Betrachter zu Gesicht bekommt. Es sind Fotos darunter von erinnerungsträchtigen Urlaubsorten (die heute freilich ganz anders aussehen), von verstorbenen Geschwistern, seinem ersten Haus, und einige Bilder als subtiler Ausdruck seiner Eitelkeit: Kräftig und in jungen Jahren, neben bekannten Menschen, an berühmten Plätzen. Ihm ringen sie kein Schmunzeln mehr ab, aber die Jungen schauen tiefer in diesen Schatz; entdecken mit ihren un-

---

1 ein Klapptisch, den Scharniere an der Wand halten

verbrauchten Augen Einzelheiten, die der Alte aus Gewohnheit längst übersieht. Heute finden sie etwas Aufregendes.

„Opa? Was ist das dort?“ – Beide zeigen sie mit dem Finger auf ein vergilbtes Passepartout, darin eine Fotografie von ihm, ungefähr 40 Jahre alt, er lächelt in die Kamera.

„Das ist ein Porträt von mir.“

„Was ist ein Porträt?“

Der Großvater grummelt. Noch immer hat er sich damit nicht abfinden können, daß er den Kindern während gewöhnlicher Gespräche zahlreiche Wörter erklären muß, die er für selbstverständlich hält. Ein Ergebnis verfehlter Schulbildung!, meint er zu wissen. Erst letzte Woche mußte er ihnen beschreiben, was eine Mühle ist; die Woche davor ging es um den Unterschied zwischen einem Beil und einer Axt.

Nach einer kurzen Definition des Wortes *Porträt* wird ihm offenbart, daß es den Enkeln gar nicht um den Bildausschnitt an sich ging, sondern die darauf gezeigte Kleidung. Der Großvater schaut genauer hin, kann aber nichts ungewöhnliches entdecken. Allerdings ist das Foto stark verblaßt. Endlich erfährt er, daß es um das Anhängsel um seinen Hals geht.

„Die Krawatte? Meint ihr die Krawatte, Kinder?“

„Was ist eine Krawatte?“ – Als ob er die Frage nicht erwartet hätte ...

Selbstverständlich läuft heutzutage, eigentlich schon seit Jahrzehnten, niemand mehr mit Krawatte herum. Die Art und Schicklichkeit, sich angemessen zu kleiden, ging mit Ausgang des letzten Jahrhunderts soweit verloren, daß man meinte, heute würde sich niemand mehr um Mode scheren. Fürwahr, jedermann läuft herum, wie es ihm in den Kram paßt, nichts wirkt mehr harmonisch, ästhetisch oder vorzeigbar. Pullover und Shorts, Gummistiefel und Hemd aus der Hose, Kappe. Es ist diese gänzliche Ablehnung von Kleidung zu den richtigen Anlässen; stattdessen geht man im Jogginganzug ins Theater, in Unterwäsche an die Haustür. Dazu ganz furchtbare Farbmischungen, an denen sich selbst der Alte mit seinen schlechten Augen stört. Wenn es ihm zu arg wird, schimpft er was von *Zirkus* und *Firlefanze*, was aber nicht schlimm ist, da die Wörter sowieso niemand mehr kennt.

Jedenfalls entsinnt sich der Großvater, wie er eines Tages mit dem Tragen von Krawatten begonnen hatte, das war so um sein vierzigstes Lebensjahr. Vormalig mied er dieses Ding, selbst zur Beerdigung seiner Großeltern – einer Zeit, in der Anstand noch was zählte – begnügte er sich mit einem zugeknöpften Hemd. Weiter erinnert er sich, wie man zu dieser Zeit Krawattenträger belächelt hatte, er selbst auch. Ihm kamen sie nicht weniger albern vor als Frauen mit großen Hüten voller Blumen und Federn. Denn eines war ihnen gemein: Die fehlende Zweckmäßigkeit, will sagen, die Nutzlosigkeit ihrer Gewandung. Ein Hemd immerhin bedeckt den Oberkörper, eine Hose die Beine, wie der Schuh den Fuß. Sie alle sehen anders aus,

und sind doch selten überflüssig in ihrer Aufmachung. Ein Hut schützt vor Sonne, ein Regenschirm vor Nässe, ein Schal wärmt den Hals, Schuhe schützen vor dem Dreck der Straße. – Doch was kann eine Krawatte? Objektiv betrachtet ist sie nur ein nutzloses, baumelndes Anhängsel, einem Schwänzchen gleich, oft im Weg, teuer, empfindlich für Schmutz, eine zusätzliche Einengung beim Atmen, erfordert sie doch einen bis zum obersten Hemdknopf geschlossenen Kragen. Und zuweilen soll jemand versehentlich damit in eine rotierende Maschine gelangt und erdrosselt worden sein ...

Ja, die Krawatte war zu dieser Zeit noch nicht altmodisch, aber doch nichts für jeden Träger; denen vorbehalten, die sich wichtig gaben, oder man legte sie zähneknirschend zu besonderen Anlässen an. In den 1950er Jahren, auch in den 60ern, war das anders: Wo sah man da einen männlichen Bürger *ohne* Krawatte?

Wenn der Großvater aber diese Vorbehalte hegte, woher kam dann sein Umdenken? – Im Grunde ist es ganz einfach, alles folgte dem Motto „Kleider machen Leute“. Denn was er immerfort beobachtete, das wollte er am eigenen Leib erfahren: Männer, die Krawatte trugen, wirkten integer und bedeutsam; sie wissen sich zu benehmen, sind höflich, pflegen Sprache und Umgangsform, gehören zur höheren Kaste. (Zu dieser Zeit konnten sie sich in dieser Weise abheben.) Und auch, wenn sie dies alles nicht waren oder hatten, so erweckte es bei ihren Mitmenschen zumindest den Eindruck. So wurde auch der Großvater mit seiner ersten Krawatte (einer Blauen auf weißem Hemd) ganz anders angesehen, wurde fortan mit *Sie* anstelle des gewohnt gewordenen *Du* angesprochen, erfuhr eine freundlich-gehobene, zuvorkommende Behandlung, ob im Bäckerladen oder Restaurant. Und freilich, das gefiel.

Zum Zweiten war die Krawatte ein persönliches Accessoire, und davon braucht der Mensch nun einmal einige: Armbanduhr, Rauchzeug, Ehering, eine Brille, selbst die Rasur bei Männern; alles, was eine dezente Unterscheidung zum Nächsten erlaubt, ohne sich aufzudrängeln oder es wie Arroganz aussehen zu lassen. Es hatte auch etwas mit Ritualen zu tun, etwa das allmorgendliche Binden des Krawattenknotens oder die Präsentation der Krawattenspange, so wie der feine Herr noch früherer Tage seine Taschenuhr aufziehen und nach der exakten Uhrzeit fragen mußte. – Aber das erwähnt er den Kindern gegenüber besser nicht, sonst muß er ihnen noch erklären, was eine mechanische Uhr sey. – Wie maßlos zürnte er über ihren geringen Wortschatz, und daß er ihretwegen auf „einfache Sprache“ zurückgreifen mußte, wohlwissend, daß eben die Sprache nicht fördert.

Selbstverständlich geriet auch der Großvater unter Familie und Kollegen in Erklärungsnot, denn unter ihnen fiel er auf, als habe er sein Gesicht mit lila Farbe eingecremt. Immerhin erinnerten sich die meisten Personen an dieses Kleidungsstück, ist es doch unter Politikern und Staatsmännern seit jeher ein kostengünstiges Utensil in ihrem Possenspiel, seriös zu erscheinen.

„Nanu? Warum so förmlich heute?“ scherzten sie, nie arglistig, sondern durchweg spöttisch. Ihm gefiel das. Es war im Rahmen des Arbeitsmilieus ein probates Mittel, sich unter den Kollegen abzuheben – er arbeitete damals in einer Behörde (jener Institution, aus der sich durch beschränkende Freiheiten in Aufwand und Form niemals große Geister hervortun, sondern nur gebrochene, gleichgültige Sklaven). Er versprach sich ja keine Verbesserung beruflicher Aufstiegschancen davon. Familienmitglieder überwandten dagegen bald ihre höhnischen Bemerkungen; vielleicht erhielt er schweigende Anerkennung durch die ältere Generation, da die sich an geordnetere Zeiten erinnerte. Seine Kinder fanden dagegen Spaß an dem neuen Anhängsel und halfen bald beim Aussuchen, wenn er abends die Krawatte für den morgigen Arbeitstag wählte. Ein überraschender Nebeneffekt war übrigens jener, daß sich Frau und Kinder weniger Gedanken über ein „Geschenk für Vati“ machen mußten: Zum Geburtstag, zu Weihnachten lag ab jetzt immer eine Krawatte mit aufregenden Mustern bei.

Heutzutage hatte sich der Alte das Krawattetragen wieder abgewöhnt: Fürwahr, sie verfehlte ihren Zweck, denn niemanden scherte es mehr. Da jedermann nur noch albern – nach seiner unbeholfenen oder eingebildeten Ästhetik nämlich – herumlief, bewirkte das Tragen einer Krawatte nicht mehr das, was zuvor noch wirkte: Er wurde zu einem Freak unter vielen, und der konnte er auch ohne Krawatte sein.

„Und was macht man mit einer solchen Krawatte, Opa?“ unterbrechen die Kinder seine schwelende, zerrissene Erinnerung an bessere Zeiten. Da wird es ihm zu arg: Innerlich enttäuscht über die fehlende Fantasie der Enkel, ärgert ihn die Hilflosigkeit dieser neuen Generation. Was, wenn er eines Tages nicht mehr da ist? Woher nehmen die Kinder ihr Wissen, ihre Vorstellungskraft, wenn die nicht einmal dafür ausreicht, sich auszumalen, was man mit einer Krawatte anstellen kann? Fürwahr, sie wirkt wie ein nutzloses Anhängsel, das nur in die Suppe flattert, und man käme nicht auf die Idee, ihr eine andere Aufgabe zuzutrauen, als „herabzuhängen, bis sie in die Wäsche kommt“.

Großvaters Gram sitzt tief: Die Enkel sind ja nicht dumm. Doch sie sind indoktriniert, „auf Kurs gebracht“, der Verblödung anheimzufallen; frei von eigener Meinung, frei von selbstständigem Denken. Was die Zukunft bringt, kann er nicht wissen, doch sie ängstigt ihn. So entschließt er sich, die Einfältigkeit seiner Zuhörer auszunutzen, und ihnen eine richtig dick geflunkerte Geschichte aufzutischen. Seine Hoffnung: Die Fantasie gebrauchen lernen!

„Hört einmal her, Kinder. Habe ich euch schon erzählt, wie ich einmal ein ganzes Haus voller Menschen gerettet habe? Ja, Terroristen hatten es besetzt, Geiseln genommen, und ich behielt als einziger einen klaren Kopf.“

„Was sind *Terroristen*, Opa?“

„Das sind ..., meine Güte, es sind *böse Menschen*. Jedenfalls kam das so: In einem Hotel fuhr ich mit dem Fahrstuhl, und da ich auf Dienstreise war, trug ich einen Anzug – selbstredend mit Krawatte. Jedenfalls fiel plötzlich der Strom aus, alles wurde schwarz.“

„Echt? Krass!“

„Nicht wahr! Also: ein gedankenloses Nanu raunte durch die Kabine, doch waren wir alle erwachsen genug, nicht in Panik zu verfallen. Die kam erst, als, einem beängstigenden Knirschen folgend, der Fahrstuhl für eine Sekunde in den freien Fall überging, bevor die Notbremsen griffen, und das Gefährt wieder zur Verharrung brachten. Dann war da ein Schrei – im schummrigen Licht der Notbeleuchtung erkannte ich einen Fahrgast, der lag am Boden und hielt sich das Bein. Unter ihm breitete sich eine schwarze Flüssigkeit zur Pfütze aus.“

„Bestimmt Öl, weil das Fahrstuhl kaputt ist!“

„Nein, nein, das war natürlich Blut.“

„Schwarzes Blut? So ein Quatsch. Blut ist rot! Opa, weißt du gar nichts?“

„Also in der Dunkelheit, im wenigen Licht, da kann Blut auch ..., also der Mann war jedenfalls verletzt. Wie sich zeigte, fiel er in der Finsternis auf eine Werkzeugtasche, da mußte irgendein spitzes oder scharfes Werkzeug dringewesen sein. Bei uns war nämlich ein Handwerker, und der hatte so eine Tasche bei sich. Sogleich wurde ich zum Helden: Ich riß seine Hose auf und sah die Wunde. Dann nahm ich die Krawatte des Verletzten und knotete sie um das Bein. Schließlich steckte ich einen Schraubenzieher in die Schlaufe und drehte so lange, bis die Blutung abgeklemt war.“

„Und was kam dann? Wo sind die Terroristen?“

„Also zunächst riefen wir um Hilfe, aber niemand hörte uns außerhalb der Fahrstuhlkabine. Und Telefone hatten keinen Empfang. Dann ertönte ein Knall, dann zwei weitere, dann ein letzter. Dumpfes Geschrei und Poltern. Sogar der Verwundete biß sich kurz auf die Lippen, um zu hören, was da vor sich ging. Sollte ich es aussprechen? Ich wußte ja, was es nur sein konnte.“

„Ein Knall? Bestimmt ein Ballon.“

„Oder dem Bluti ist das Bein geplatzt!“ – Dazu lachte das einfältige, empathielose Kind, als würde er seine Worte tatsächlich geistreich oder sinnvoll befinden. Immerhin schien sich jetzt etwas Fantasie zu regen.

„Nein, es waren selbstverständlich Pistolenschüsse – von den bösen Menschen! Die waren wohl auch für den Stromausfall verantwortlich; für unsere Notlage! Und wenn wir in der Kabine verblieben, dachte ich, wären wir leichte Ziele für sie. Also mußten wir raus. Ich fingerte die Dachluke auf; nun drangen von oben ein Luftzug und etwas mehr Licht herein. Wir wollten den Schacht hinaufklettern und dann Hilfe holen. Niemand hatte eine bessere Idee. Eine junge Frau wollte mich sogar begleiten, sie fürchtete sich vor dem Blut.“

„Bestimmt, weil Frauen immer bluten müssen, und so ...“, feixte der Ältere.

„Gib’ Ruhe jetzt, und tu nicht so, als ob du das verstehst. Höre mir lieber zu!“

„Ja, Opa.“

„Wir kletterten aufs Fahrstuhldach. Ich sah die nächste Etagentür, einige Meter über uns. Da uns mangels einer Leiter nur das Heraufklettern am Seil verblieb, nahm ich meine eigene Krawatte vom Hals und teilte sie in zwei Teile. Eine Hälfte gab ich dem Mädchen, daß sie sich die langen Haare im Nacken zusammenknuten konnte. Den Rest wickelte ich um eine Hand und zog mich, die Haut vor Reibung geschützt, am Lastenseil des Fahrstuhls hoch. Bald erreichte ich die nächste Fahrstuhltür, machte einen großen Schritt und stand nun neben der noch verschlossenen Tür auf einem Absatz. Dann warf ich dem Mädchen meinen Handschuh zu, daraufhin sie zu klettern begann und bald neben mir stand – auf der anderen Seite der Tür. Derweil hatte ich herausgefunden, daß sich die Türverriegelung nur dann von Hand öffnen läßt, wenn dazu ein Hebel über der Tür gestellt wird. Von meinem Standpunkt aus war kein Rankommen, und auch meine Begleiterin erreichte ihn nicht, sah ihn jedoch. Knoten den Krawattenfetzen zu einer Schlaufe, sagte ich zu ihr, Versuche damit, den Hebel einzufangen! Es gelang. Ich zog die Tür auf und wir schleppten uns schmutzig und keuchend auf den stillen, leeren Flur mit den Türen der Hotelzimmer. Als erstes legte ich das Jackett ab, das mich schon die ganze Zeit behindert hatte.

„Wann kommen die Terrormisten? Habt ihr schon welche geseht?“

„Gesehen, mein Junge“, entgegnete der Großvater mit einem Kopfschütteln: „Nein, wir standen auf dem leeren Flur, niemand war zu sehen. Ob die Schurken die Hotelgäste als Geiseln genommen hatten? Einige Zimmertüren standen offen, so gingen wir an ein Telefon und riefen die Polizei. Wir hätten nur zu warten brauchen, bis noch dieß geschah ...“

„Ihr habt euch mit einer Krawatte aus dem Fenster abgeseilt!“

„Nein, wir waren im fünften Stock. Das hätte nicht einmal im Ersten geklappt. Aber ich sag euch was: Wir hörten Schritte auf dem Flur!“

„Das sind die Terrormisten! Das sind die Terrormisten!“

„Das konnte nur ein Schurke sein, so warf ich die glänzende Krawattennadel, die ich in meiner Tasche aufbewahrt hatte, um die Ecke auf den Etagenflur. Der Kerl bückte sich danach, und ich konnte mich auf ihn stürzen – mit einer Garotte.“

„Einer was?“

„Wieso denn Obst, Opa?“

„Weia, doch nicht *Karotte*! Das ergibt ja keinen Sinn! Sagt: Traut ihr mir so wenig Sprache zu, daß ich plötzlich von einer *Karotte* erzähle? Ich sprach von einer *Garotte*! Eine Garotte ist eine Schnur, die man jemandem um den Hals legt, so daß er nicht mehr atmen kann. In diesem Fall bestand die Garotte aus meiner ...“

„Krawatte!“

„Richtig, Junge, na endlich. Und als der Schurke schließlich das Bewußtsein verlor, da fesselte ich ihn mit meiner ...“

„Krawatte!“

„Und dann bekam er noch einen Knebel, geknotet aus meiner ...“

„Krawatte!“

In ihrer Freude über das Wortspiel bekamen die Kinder gar nicht mit, daß ich mehr Krawatten gebrauchte, als ich haben konnte. Und das setzte sich fort:

„Wißt ihr, was ich dann in meiner Hosentasche fand? Eine grellgelbe Krawatte! Die hatte ich zu Weihnachten von meinem Sohn geschenkt bekommen!“

Die Enkel merkten noch immer nicht, welcher Unsinn ihnen aufgetischt wurde. Stattdessen schauten sie wie Schafe, mit denen man sich über Politik unterhält.

„Ja, und dann öffnete ich das Fenster, winkte mit der gelben Signalkrawatte, daß uns die Polizei würden sehen und abholen können.“

„Das war's, Opa? Das alles kann eine Krawatte?“

„Das alles kann Fantasie!“

„Fantasie? Was ist das nun wieder?“

– Es hatte keinen Sinn, ihnen das zu erklären. Wem das Wort *Fantasie* erklärt werden muß, der hat sie nicht. Und wer sie nicht hat, wird sie nie bekommen. Das war nicht nur des Alten Überzeugung; das war eine Art Erkenntnis aus Jahrzehnten Lebenserfahrung. Der kleine Spaß am Rande, der Ulk mit den Kindern, der mußte sein. Doch wer sich dem Träumen, dem Fantasieren verschließt, indem er schlichte Botschaften empfängt, schlichte Botschaften von sich gibt, der ist verdorben und verloren. Wer, wie die Enkel, in einer Welt aufwachsen muß, die das selbstständige Denken weder fördert noch belohnt, gar fürchtet, der wird über eine in der Menschheitsgeschichte einmalige Angelegenheit nachdenken müssen ... nämlich, ob er selbst ein Mensch sich nennen will. Die Individuen werden durch zu wenig Denken austauschbar: Als stünde man vor einem geöffneten Kleiderschrank, vor sich eine Sammlung gleichwertiger Krawatten.

Welche man wählt – die saubere, die teure, die zu den Hosen passende ... – all dieß ohne Bedeutung, ohne Anlaß, ohne Ziel.